

The background of the cover is black, featuring several vibrant red globe thistles with green stems and leaves. The flowers are in various stages of bloom, some fully open and others as buds. The overall aesthetic is dramatic and high-contrast.

LISA UNGER

HÜTE
DICH
VOR
DEINEM
NÄCHSTEN

thriller

be
THRILLED

Inhalt

Cover

Weitere Titel der Autorin:

Über dieses Buch

Über die Autorin

Titel

Impressum

Widmung

PROLOG

ERSTER TEIL

ABSCHIED

EINS

ZWEI

DREI

VIER

FÜNF

SECHS

SIEBEN

ACHT

NEUN

ZEHN

ELF

ZWÖLF

DREIZEHN

ZWEITER TEIL

TOTER PUNKT

VIERZEHN

FÜNFZEHN

SECHZEHN
SIEBZEHN
ACHTZEHN
NEUNZEHN
ZWANZIG
DRITTER TEIL
 ERLÖSUNG
EINUNDZWANZIG
ZWEIUNDZWANZIG
DREIUNDZWANZIG
VIERUNDZWANZIG
FÜNFUNDZWANZIG
SECHSUNDZWANZIG
SIEBENUNDZWANZIG
ACHTUNDZWANZIG
NEUNUNDZWANZIG
ANMERKUNGEN DER AUTORIN
DANK

Weitere Titel der Autorin:

Die treue Freundin

Die folgsame Tochter

Für immer sollst du schweigen

Dein geliebter Feind

Über dieses Buch

Isabel Raine führt offenbar ein perfektes Leben: Sie ist glücklich verheiratet und beruflich auf der Überholspur. Doch dann verschwindet ihr Mann Marcus spurlos. Als Isabel Nachforschungen anstellt, fällt ihre Welt in sich zusammen: Der echte Marcus Raines ist schon seit Jahren tot. Doch wen hat sie dann geheiratet? Und warum interessiert sich das FBI für ihn? Auf der Suche nach dem Mann, den sie glaubt zu lieben, droht Isabel in einer Welt voller Verrat und Täuschung unterzugehen. Kann sie ihren Mann finden, bevor es zu spät ist?

Über die Autorin

Lisa Unger ist eine amerikanische Thrillerautorin, deren Romane es in ihrem Heimatland regelmäßig auf die Bestsellerliste schaffen und vielfach begeistert besprochen werden. Auch international kann die Autorin mit ihren Thrillern große Erfolge verzeichnen, ihre Bücher erscheinen in 26 Sprachen, werden millionenfach gelesen und wurden bereits mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet. Lisa Unger lebt mit ihrer Familie an der Westküste Floridas.

Lisa Unger

Hüte dich vor deinem Nächsten

Thriller

Aus dem Amerikanischen von Eva Bonné



Digitale Neuauflage
»be« - Das eBook-Imprint der Bastei Lübbe AG

Für die Originalausgabe:
Copyright © 2009 by Lisa Unger
Titel der amerikanischen Originalausgabe: „Die For You“
Originalverlag: Shaye Areheart Books
Die Rechte an der Nutzung der deutschen Übersetzungen von Eva Bonné
liegen beim Wilhelm Goldmann Verlag, München, in der Penguin Random
House Verlagsgruppe GmbH

This translation published by arrangement with Crown,
an imprint of Random House, a division of Penguin Random House LLC
Für die deutschsprachige Erstausgabe:
Copyright © der deutschen Übersetzung 2010 by Wilhelm Goldmann Verlag,
München

Für diese Ausgabe:
Copyright © 2021 by Bastei Lübbe AG, Köln
Textredaktion: Irmgard Perkounigg
Covergestaltung: Manuela Städele-Monverde
unter Verwendung von Motiven © Magdalena Wasiczek / Trevillion Images
eBook-Erstellung: 3w+p GmbH, Rimpar

ISBN 978-3-7517-1632-1

be-ebooks.de
lesejury.de

Für Elaine Markson,
meine nimmermüde Befürworterin,
furchtlose Verfechterin
und wundervolle Freundin.

PROLOG

Schnee bedeckt langsam die tiefroten Dächer von Prag. Ich starre in den eisigen, stahlgrauen Himmel, während das graue Straßenpflaster zu meinen Füßen unter einer weißen Decke verschwindet. Eine frostige Windbö pfeift über den Platz. Die Läden sind geschlossen, die Stühle vor den Straßencafés hochgestellt. In der Ferne höre ich Kirchenglocken. Der Wind seufzt und heult und treibt ein paar lose Zeitungsblätter an mir vorbei. Der stürmische Morgen könnte wunderschön sein, hätte ich nicht solche Schmerzen - und wäre mir nicht so furchtbar kalt.

Meine linke Körperhälfte hat Bodenkontakt und fühlt sich steif und taub an. Mit großer Mühe und schmerzenden Gliedern versuche ich, mich aufzusetzen. Ich ziehe mich an einer Parkbank hoch und komme auf die Füße. Der eisige Wind zerrt an meinen Ärmeln und an meinem Kragen, und ich frage mich, wie lange ich auf diesem menschenleeren Platz auf den eiskalten Steinen gelegen habe. Wie bin ich hierhergekommen? Das Letzte, woran ich mich erinnern kann, ist die junge Frau mit dem tätowierten Gesicht. Ich hatte ihr eine Frage gestellt. Ich kann mich an ihre Augen erinnern - sehr jung, kaputt, verängstigt. Ich fragte sie: »Kde?«

Wo? Erschreckt sah sie mich an. Ich erinnere mich an ihren fahrigen Blick und wie sie eingeschüchtert von einem Fuß auf den anderen trat. »Prosím«, sagte ich. *Bitte.* »Kde je Kristof Ragan?« *Wo ist Kristof Ragan?*

Ich weiß noch, dass sie etwas sagte, aber ihre Antwort ist zu tief in meinem schmerzenden Kopf vergraben, als dass ich mich daran erinnern könnte. *Beweg dich*, sagt eine innere Stimme. *Hol Hilfe*. Ich habe das Gefühl, dass Gefahr im Anzug ist, kann aber nicht sagen, aus welcher Richtung.

Trotzdem bewege ich mich nicht von der Stelle. Die ganze Welt dreht sich, und ich fürchte, erneut auf das harte Pflaster zu schlagen. Ich trage eine Jeans. Meine Lederjacke steht offen, so dass man den Spitzenträger meines BHs unter dem zerrissenen Pullover sehen kann. Die Haut an meinem Dekolleté ist gerötet und schmerzt vor Kälte. Mein rechtes Hosenbein ist zerrissen, und am Knie klafft eine Wunde, von der Blut über mein Schienbein läuft. Es fällt mir schwer, das verletzte Bein zu belasten. Meine Füße sind so kalt, dass ich sie nicht mehr spüre.

Der Platz liegt verlassen da. Es ist kurz nach Morgengrauen, dämmrig und neblig. Auf der Platzmitte erhebt sich ein riesiger Weihnachtsbaum mit blauen Elektrokerzen, drumherum stehen kleinere, mit funkelnden Lichtern geschmückte Bäume. Der Platz ist von den Holzbuden des Weihnachtsmarktes gesäumt. Die verschnörkelten Straßenlaternen sind mit glimmenden Lichterketten behängt und die Türen und Fenster der umstehenden Häuser mit Kränzen geschmückt. Der im Winter wasserlose Brunnen füllt sich mit Schnee. Der Altstädter Platz ist ein Märchen. Wahrscheinlich ist heute der erste Weihnachtstag, andernfalls würden Touristen umherschlendern, Stadtbewohner zur Arbeit hetzen und Junggesellen nach einer langen Partynacht nach Hause torkeln. Ich habe diesen Platz geliebt, habe mich hier immer willkommen gefühlt, aber heute ist es anders. Ich bin so allein, als hätte ich die Apokalypse verschlafen. Ich habe alles verpasst und bin einsam zurückgeblieben.

Langsam schleppe ich mich zur Straße. Ich stütze mich an Parkbänken und Häuserwänden ab, um nicht zu stürzen. Hohe Türme, von denen klagende Heilige auf mich

herunterschauen, recken sich in den Himmel. Ich entdecke mein Spiegelbild in einer Schaufensterscheibe. Meine Haare sind das reinste Vogelnest, und selbst in diesem Moment zwingt meine Eitelkeit mich dazu, mit den Fingern hindurchzufahren, um es ein wenig zu glätten. Unter meinen Augen klebt verschmierte Wimperntusche. Ich befeuchte meine Finger und versuche, sie abzurubbeln. Meine Jacke ist an der Schulter aufgerissen. Ich habe einen Bluterguss am Kinn. Ich ärgere mich über die Frau in der Scheibe. Sie hat ein aufgeblasenes Ego, hat sich von ihrem Hochmut leiten lassen. Angewidert von mir selbst stoße ich einen tiefen Seufzer aus. Die Atemwolke löst sich rasch in der kalten Luft auf.

Ich gehe weiter, denn mein eigener Anblick ist mir unerträglich. Weiter vorn sehe ich einen grün-weißen Streifenwagen. Er ist klein und kompakt, eigentlich sieht er gar nicht wie ein Auto aus, eher wie ein riesiges Spielzeug. Ich sehne mich nach dem Blau und Weiß eines eleganten Chevy Caprice mit kreischenden Sirenen und zwei taffen New Yorker Cops. Aber dies hier muss reichen. Ich versuche, schneller zu gehen, und hebe winkend die Hand.

»Hallo!«, rufe ich, »können Sie mir helfen?«

Auf der Fahrerseite des Wagens steigt eine Polizistin aus. Sie kommt auf mich zu. Als ich mich ihr nähere, sehe ich ein verächtliches Grinsen auf ihrem Gesicht. In der wuchtigen Uniform wirkt sie klein. Ihre Haare sind unvoreteilhaft rot gefärbt, aber ihre Haut ist milchweiß, und ihre Augen leuchten überirdisch blau.

»Können Sie mich verstehen?«, frage ich.

»Ein bisschen«, sagt sie. *Ahn biss-schen*. Sie kneift die Augen zusammen. Schneeflocken sammeln sich in ihrem Haar. *Eine verkaterter Amerikanerin, die sich verlaufen hat*, sagt ihre Miene. Ja, das hat sie schon hundertmal gesehen. *Eine Schande*.

»Ich brauche Hilfe«, sage ich und recke trotzig das Kinn vor. »Ich muss die amerikanische Botschaft finden.« Jetzt

mustert sie mich eindringlich, und ihr Gesichtsausdruck wandelt sich von amüsiertes Verachtung hin zu offenem Misstrauen.

»Wie heißen Sie?«, fragt sie. Ich sehe, wie ihre Hand langsam und wie beiläufig zur Waffe wandert, ein fieses, schwarzes Ding, das viel zu groß ist für ihre schlanken, weißen Finger. Ich zögere; plötzlich und aus unerklärlichem Grund tut es mir leid, sie angesprochen zu haben. Ich will ihr meinen Namen nicht verraten. Ich will mich umdrehen und weglaufen.

»Zeigen Sie mir bitte Ihren Pass«, sagt sie in strengem Ton. Ich sehe einen Anflug von Angst in ihren blauen Augen aufblitzen, und so etwas wie Aufregung. Ich merke, dass ich vor ihr zurückweiche. Das gefällt ihr gar nicht, und sie macht einen Schritt auf mich zu.

»Bleiben Sie stehen«, sagt sie und nimmt die Schultern zurück, um größer zu wirken. Ich gehorche. Während ich krampfhaft überlege, was ich tun soll, breitet sich die Stille zwischen uns aus.

»Sagen Sie mir Ihren Namen.«

Ich drehe mich um und renne los. Eigentlich ist es mehr ein Stolpern, und ich komme nur langsam und recht unelegant vorwärts. Sie brüllt mich auf Tschechisch an, und ich brauche keinen Dolmetscher, um zu begreifen, dass ich tief in der Tinte stecke. Dann fühle ich ihre Hand an meiner Schulter und liege wieder am Boden. Die kleine Frau ist erstaunlich kräftig und rammt mir ihr Knie in den Rücken. Es verschlägt mir den Atem. Ich stemme mich gegen das Gewicht und schnappe nach Luft. Ich höre meinen eigenen panischen, rasselnden Atem. Sie brüllt in ihr Funkgerät. Sie will mir die Arme hinter den Rücken ziehen, als ich plötzlich merke, wie ihr Körper mit einem Ruck von mir weggestoßen wird. Ich höre, wie ihre Pistole klappernd auf das Pflaster fällt, und drehe mich um. Sie liegt auf der Seite und starrt mich aus ihren schockierend blauen Augen an, die inzwischen weit aufgerissen sind vor

Schmerz und Todesangst. Ich will zu ihr, halte aber inne, als sie den Mund öffnet und sich ein Blutschwall in den Schnee ergießt. Ich erkenne einen roten, sich rasch ausbreitenden Fleck an ihrem Unterleib. Sie versucht, ihn mit der Hand zu bedecken, aber das Blut sickert ihr durch die Finger.

Dann hebe ich den Kopf und sehe ihn. Wie eine schwarze Säule ragt er aus der weißen Landschaft auf. Er hat die Waffe sinken lassen und steht reglos da, während der Wind an seinen Haaren zerrt. Ich rapple mich auf, ohne ihn aus den Augen zu lassen, und gehe langsam rückwärts.

»Warum hast du das getan?«, frage ich.

Er kommt auf mich zu, seine gedämpften Schritte hallen von den Hauswänden wider.

»Warum?«, kreische ich. Aber er scheint unbeeindruckt, und sein Gesicht ist starr, so als hätte ich ihm nie etwas bedeutet. Vielleicht ist das die Wahrheit. Ich sehe, wie er den Arm hebt, und drehe mich um. Er wird auf mich schießen, und ich renne um mein Leben.

ERSTER TEIL

ABSCHIED

*Ihr bleibt vereint,
wenn die weißen Schwingen des Todes
eure Tage scheiden.*

Khalil Gibran, Der Prophet

EINS

Als ich meinen Mann zum letzten Mal sah, hing ein winziger Tropfen aus Himbeermarmelade in seinem blonden Spitzbart. Wir hatten eben Cappuccino aus der lächerlich teuren Kaffeemaschine getrunken, die ich drei Wochen zuvor aus einer plötzlichen Laune heraus gekauft hatte, und dazu Croissants gegessen, die er von seinem täglichen Achtkilometerlauf mitgebracht hatte, ohne die Ironie der Situation zu bemerken. Sein schlanker, durchtrainierter Körper funktionierte wie eine Maschine und nahm, wenn überhaupt, nur an Muskelmasse zu. Ganz anders als bei mir. Meine Oberschenkel werden allein schon vom Geruch der Backwaren breiter.

Die Croissants waren noch warm. Ich versuchte zu widerstehen, während er sie aufschnitt, mit Butter und Marmelade bestrich und eines mit heraustropfender Füllung vor mir auf dem weißen Teller liegen ließ. Ich kämpfte innerlich, verlor und griff danach. Es war perfekt - flockig, auf der Zunge zergehend, süß und salzig zugleich. Und dann war es weg.

»Du übst keinen guten Einfluss auf mich aus«, sagte ich und leckte mir Butter von den Fingern. »Ich bräuchte mehr als eine Stunde auf dem Crosstrainer, um das wieder zu verbrennen. Und wir wissen beide, dass das nicht passiert.« Aus blauen Augen warf er mir einen reumütigen Blick zu.

»Ich weiß«, entgegnete er, »und es tut mir leid.« Dann das Lächeln. Oh, dieses Lächeln. Es wollte mit einem Lächeln erwidert werden, egal, wie wütend oder frustriert ich gerade war, wie *satt* ich es hatte. »Aber es war doch gut, oder? Du wirst den ganzen Tag dran denken.« Redete er über das Croissant oder über den Sex vor Sonnenaufgang?

»Ja«, sagte ich, als er mich küsste, seinen starken Arm um meine Taille legte und mich fest an sich zog. Die Geste fühlte sich an wie eine Einladung, nicht wie der Abschied, als der sie sich herausstellen sollte. »Du hast recht.«

In dem Augenblick sah ich die Marmelade. Ich bedeutete ihm mit einer Geste, sich den Mund abzuwischen. Er hatte sich für ein wichtiges Meeting umgezogen. *Alles entscheidend* waren die Worte, mit denen er mir den Termin beschrieb. Er warf einen Blick auf sein Spiegelbild in der Mikrowellenklappe und wischte sich die Marmelade ab.

»Danke«, sagte er und ging zur Tür. Er nahm seine lederne Laptoptasche und hängte sie sich über die Schulter. Die Tasche wirkte schwer, und ich fürchtete, sie könne seinen Anzug zerknittern, ein todschickes, teures Ding aus schwarzer Wolle, das er sich neulich erst gekauft hatte. Aber ich sagte nichts. Ich wollte ihn nicht bemuttern.

»Danke wofür?«, fragte ich. Mir war bereits entfallen, dass ich ihm die Peinlichkeit erspart hatte, mit Essensresten im Gesicht zu einem Meeting zu erscheinen.

»Dafür, dass du das Schönste bist, was ich an diesem Tag zu sehen kriege.« Er war ein opportunistischer Charmeur. Immer schon gewesen.

Ich lachte, schlang meine Arme um seinen Nacken und küsste ihn noch einmal. Er wusste, was er sagen musste, damit ich mich wohlfühlte. Ich würde tatsächlich den ganzen Tag an unseren Sex denken, an das Croissant, an sein Lächeln, an seinen letzten Satz.

»Mach sie fertig«, sagte ich, als ich ihn an der Haustür verabschiedete und ihm nachschaute, wie er zum Aufzug am Ende des kurzen Flurs lief. Er drückte auf den Knopf und wartete. Wegen des Flurs hatten wir uns für das Apartment entschieden, noch bevor wir durch die Tür gegangen waren – der dicke, rote Teppichboden, die Wandvertäfelung, die drei Meter hohen Decken. New Yorker Vorkriegseleganz. Die Türen des Aufzugs öffneten sich lautlos. Vielleicht habe ich in diesem Moment, kurz bevor er den Aufzug betrat, den Schatten über sein Gesicht huschen sehen. Vielleicht habe ich es mir auch nur eingebildet, um jenem Moment eine Bedeutung zu verleihen. Aber falls er überhaupt da war, dieser Anflug von – was eigentlich? Angst? Traurigkeit? –, so ging er ebenso schnell wieder vorüber. So schnell, dass ich ihn in jenem Augenblick nicht bewusst registrierte.

»Das werde ich, du kennst mich doch«, erwiderte er, cool wie immer. Aber bei diesen Worten hörte ich ihn genau heraus, seinen muttersprachlichen Akzent, der sich nur bemerkbar machte, wenn er unter Stress stand oder betrunken war. Aber ich machte mir keine Sorgen um ihn. Ich zweifelte niemals an ihm. Was immer er sich für den Tag vorgenommen hatte – es hatte mit neuen Investoren für seine Firma zu tun –, ich war mir sicher, dass er es schaffen würde. So war es immer. Er bekam, was er sich in den Kopf gesetzt hatte. Mit einem Winken und einem kecken Schulterblick betrat er den Aufzug, und die Türen schlossen sich hinter ihm. Und dann war er weg.

Während der Aufzug abwärts glitt und ihn und seine Stimme mitnahm, bildete ich mir ein, ihn herumalbern und »Ich liebe dich, Izzy!« rufen zu hören.

Ich musste lächeln. Nach fünf Ehejahren, einer Fehlgeburt, mindestens fünf Totalabstürzen, die sich bis in die frühen Morgenstunden hinzogen, aufregendem Sex, ödem Sex, guten Tagen und schlechten Tagen, nach vielen kleineren (und nicht so kleinen) Enttäuschungen und

Herzschmerz, der sich unweigerlich einstellt, wirft man die Flinte nicht bei der erstbesten Gelegenheit ins Korn; nach ein paar düsteren Momenten, in denen ich überzeugt war, es nicht mit ihm zu schaffen und ohne ihn besser dran zu sein, nach all jenen atemlosen Momenten, in denen ich glaubte, ohne ihn nicht mehr leben zu können – nach alledem hätte er es mir nicht mehr zu sagen brauchen. Trotzdem war ich froh, es von ihm zu hören.

Ich schloss die Tür, und mein Vormittag begann. Fünf Minuten später telefonierte ich mit Jack Mannes, meinem alten Freund und Langzeitagent.

»Wann kommt der Scheck?« Die ewige Frage der Autoren.

»Ich werde mich drum kümmern.« Die ewige Antwort der Agenten. »Wie kommst du mit dem Manuskript voran?«

»Ich ... komme voran.«

Zwanzig Minuten später, als ich zum Joggen aufbrach, hatte ich den Geschmack von Marcs buttrigem Himbeermarmeladenkuss immer noch auf den Lippen.

Als er auf die Straße trat, schlug ihm ein eisiger Wind entgegen, und er wünschte, er hätte einen Mantel mitgenommen. Er spielte kurz mit dem Gedanken, noch einmal umzukehren, aber dafür war es zu spät. Also knöpfte er sich die Anzugjacke zu, schulterte seine Laptotasche und vergrub die Hände tief in den Hosentaschen. Eilig lief er über die 68. Straße, um zum Broadway zu kommen. An der Kreuzung sprang er die gelb gekachelte Treppe zur U-Bahn hinunter und war dankbar für die Wärme, selbst wenn es an diesem Morgen ungewöhnlich stark nach Urin stank. Er ließ seine Karte durch den Schlitz gleiten, ging durchs Drehkreuz und wartete auf die U-Bahn nach Downtown.

Es war kurz nach neun, so dass sich auf dem Bahnsteig weniger Leute aufhielten als noch eine Stunde zuvor.

Die Hände immer noch in den Taschen, lehnte Marcus sich an die Wand und wartete. Der New Yorker wartet immer und überall - auf Züge, auf Busse, auf ein Taxi; er wartet in unmöglich langen Warteschlangen auf einen Kaffee und in großen Menschenansammlungen auf den Beginn eines Films oder einer Kunstaussstellung. Der Rest der Welt hält die New Yorker für ruppig und ungeduldig, aber in Wahrheit sind sie es gewohnt, sich mit der Resignation der Verdammten in die Schlange einzureihen. Sie mögen klagen, aber sie warten geduldig.

Marcus war im Alter von achtzehn Jahren in die Stadt gekommen, hatte sich aber nie als New Yorker betrachtet. Er kam sich eher wie ein Zoobesucher vor, dem man erlaubt hatte, im Gehege zwischen den Tieren umherzuschlendern. Aber eigentlich hatte er sich immer schon so gefühlt, selbst als Kind, in seiner Heimat. Immer stand er als stiller Beobachter am Rande. Er hatte das längst als Teil seiner Persönlichkeit akzeptiert, war nicht im Geringsten unglücklich darüber und empfand auch kein Selbstmitleid. Isabel hatte das immer verstanden; als Schriftstellerin befand sie sich in einer ähnlichen Lage. *Beobachten kann nur, wer isoliert am Rande steht.*

Dieser Satz war der erste von vielen Gründen, aus denen er sich zu ihr hingezogen fühlte. Er hatte einen ihrer Romane gelesen und ihn außergewöhnlich tiefsinnig und aussagekräftig gefunden. Er war fasziniert von ihrem Foto auf der Rückseite des Buches und versuchte, über das Internet mehr über sie zu erfahren. Was er las, steigerte sein Interesse: Sie stammte aus wohlhabenden Verhältnissen, hatte jedoch aus eigener Kraft Karriere gemacht und acht Bestseller geschrieben. Sie hatte die Welt bereist und bemerkenswert einfühlsame Essays über ihre Reisen verfasst. »Prag ist die Stadt der Geheimnisse«, hatte sie geschrieben. »Märchenhafte Straßen verwandeln sich plötzlich in dunkle Gassen, hinter einer schweren Eichentür mit schmiedeeisernen Beschlägen versteckt sich

ein geheimer Hinterhof, die kunstvollen Fassaden bergen eine dunkle Geschichte. Die Stadt zeigt ihr prächtiges Antlitz, es ist wunderschön und von edler Abstammung, aber ihre Augen sind kalt. Sie schmunzelt, aber sie lacht nie. Sie weiß etwas, aber sie verrät es nicht.« Es war die Wahrheit, die kaum je ein Außenstehender begreifen konnte; dennoch hatte es diese amerikanische Schriftstellerin geschafft, einen Blick auf das Innerste der Stadt zu erhaschen, und das bewegte ihn.

Ihre rabenschwarzen Locken und ihre dunklen Augen, ihre schneeweiße Haut, ihre zarte Nackenlinie und die zierlichen Hände, die ihn an einen Vogel erinnerten, hatten ihn dazu gebracht, zu einer ihrer Signierstunden zu gehen. Er wusste sofort, dass sie *die Richtige* war, wie die Amerikaner es nennen – so als hätten sie nur gelebt, um einander zu finden und eins zu werden. Auch wenn er anfangs etwas ganz anderes darunter verstanden hatte.

Das alles schien so lange her zu sein – der erste Nervenkitzel, das übermächtige Verlangen. Oft wünschte er sich, er könnte noch einmal diesen ersten Abend erleben, die ersten gemeinsamen Jahre. Er hatte so viel falsch gemacht – manches wusste sie, anderes duftete sie nie, niemals erfahren. Er erinnerte sich daran, dass er, als sie frisch in ihn verliebt war, etwas in ihrem Blick gesehen hatte, das die Leere in seinem Inneren füllte. Aber obwohl sie seine dunklen Geheimnisse nicht kannte, schaute sie ihn nicht mehr so an. Ihr Blick schien an ihm vorbeizugehen. Wenn sie ihm in die Augen sah, hatte er das Gefühl, sie betrachte jemanden, der gar nicht existierte. Und vielleicht war es seine Schuld.

Er hörte die U-Bahn herandonnern und stieß sich von der Wand ab. Er ging auf die Bahnsteigkante zu, als er plötzlich eine Hand auf seinem Arm spürte. Der Griff war kraftvoll und fest. Marcus fuhr reflexartig herum und befreite sich, indem er zurückwich und die Faust nach oben riss.

»Bleib locker, Marcus«, sagte der Mann und lachte kechlig. »Entspann dich.« Er hob seine fleischigen Hände und hielt sie in der Luft. »Warum so nervös?«

»Ivan«, sagte Marcus kühl, obwohl sein Herz hämmerte wie eine adrenalingetriebene Pumpe. Der Moment bekam etwas Surreales, Finsteres, Albtraumhaftes. Ivan war ein Geist, tief in Marcus' Erinnerung vergraben, und nun starrte er ihn an wie einen exhumierten Leichnam. Ivan, damals ein großer, drahtiger junger Mann, manisch und verschroben, hatte stark zugenommen. Nicht an Fett, sondern an Muskeln; er sah aus wie ein Bulldozer, gedrunken und kräftig, so als könnte er Beton zermahlen oder gar die Erde selbst.

»Was?« Wieder das tiefe Lachen, diesmal weniger amüsiert. »Kein ›Wie geht's?‹ Kein ›Schön, dich zu sehen?‹«

Marcus betrachtete Ivans Gesicht. Das breite Grinsen, die Wangenknochen, die wie Felsen hervorstanden, die dunklen, blitzenden Augen – sie konnten sich jederzeit zu Eis verwandeln. Selbst jetzt, da er sich jovial gab, strahlte Ivan eine gewisse Leere, etwas Verstörendes aus. Es war so merkwürdig, ihm an diesem Ort zu begegnen, in diesem Leben, dass Marcus für einen Moment das Gefühl hatte, immer noch neben Isabel im Bett zu liegen und zu träumen. Gleich würde er aufwachen, wie immer, wenn ein Albtraum ihn heimsuchte.

Marcus schwieg, während seine U-Bahn hielt und wieder abfuhr. Jetzt waren die beiden Männer auf dem Bahnsteig allein. Die Frau am Fahrkartenschalter war in ein Taschenbuch vertieft. Marcus hörte das Wummern der U-Bahnen unter der Erde und das Hupen und Rauschen von der Straße. Zu viel Zeit verstrich. Während sie sich anschwiegen, wurde Ivans Gesichtsausdruck kühl und hart.

Dann stieß Marcus ein Lachen aus, das von den Betonwänden widerhallte und die Frau am Schalter veranlasste, kurz von ihrem Buch aufzublicken.

»Ivan«, sagte Marcus mit einem gezwungenen Lächeln.
»Wozu die Anspannung?«

Ivan lachte unsicher, dann boxte er Marcus in den Oberarm. Marcus umarmte Ivan überschwänglich, und sie klopften einander kräftig auf den Rücken.

»Hast du etwas Zeit für mich?«, fragte Ivan, legte einen Arm um Marcus' Schulter und zog ihn zum Ausgang. Ivans gigantischer Arm fühlte sich an wie eine Rinderhälfte, die nur mit Hilfe einer Maschine zu heben ist. Marcus tat, als hätte er den drohenden Unterton nicht bemerkt.

»Selbstverständlich, Ivan«, antwortete er.
»Selbstverständlich habe ich Zeit für dich.«

Marcus' Stimme klang brüchig, was er mit einem Hüsteln zu kaschieren suchte. Falls Ivan es bemerkt hatte, ließ er sich nichts anmerken. Während sie die Treppe hinaufstiegen und Ivan ihn fest umarmt hielt, bahnte sich ein Strom aus bösen Vorahnungen einen Weg von Marcus' Kehle bis in seinen Magen. Ivan redete, erzählte einen Witz über eine Nutte und einen Priester, aber Marcus hörte nicht zu. Er dachte an Isabel. Daran, wie sie heute Morgen ausgesehen hatte, ein bisschen verschlafen, sehr hübsch in dem Pyjama, mit zerzausten Locken, die nach Geißblatt und Sex dufteten und nach Butter und Marmelade.

Auf der Straße lachte Ivan schallend über seinen eigenen Witz, und Marcus stimmte automatisch mit ein, obwohl er die Pointe nicht mitbekommen hatte. Ivan kannte eine Menge Witze, einer dümmer als der andere. Auf diese Weise hatte er hauptsächlich Englisch gelernt. Er hatte Witzbücher gelesen und den Stand-up-Komikern zugehört. Er war der Ansicht gewesen, man könne eine fremde Sprache nur verstehen, wenn man ihren Humor begreife, wenn man wisse, worüber die Muttersprachler lachen. Marcus war sich da nicht so sicher. Aber es brachte nichts, mit Ivan zu streiten. Ganz im Gegenteil, es war ungesund. Diesem Riesen von einem Mann brannte bei der kleinsten Gelegenheit die Sicherung durch. In einer Minute lachte er,

in der nächsten prügelte er mit seinen riesigen Pranken auf sein Gegenüber ein. So hatte er sich schon verhalten, als sie Kinder waren, vor einer halben Ewigkeit.

Ivan ging auf einen neuen Lincoln zu, der auf der 68. Straße im Halteverbot stand. Er öffnete den Wagen per Fernbedienung. Das Auto sah teuer aus; angesichts seiner Lebensumstände während der vergangenen Jahre konnte Ivan sich so etwas kaum leisten. Marcus wusste, was das zu bedeuten hatte. Ivan war wieder zu jenem Lebensstil zurückgekehrt, der ihm die Probleme überhaupt erst eingebracht hatte.

Marcus' Blick fiel auf seine eigene Haustür aus schimmerndem Glas und poliertem Holz und die großzügige, halbrunde Auffahrt davor. Die Markise am Eingang war mit einem Kranz geschmückt und erinnerte daran, dass Weihnachten vor der Tür stand.

Er sah eine Nachbarin, die junge Mutter - hieß sie Janie? - mit ihren zwei kleinen Kindern aus dem Haus kommen. Plötzlich und mit einem Sehnen musste er an das Baby denken, das Isabel sich wünschte. Er selbst hatte nie Kinder gewollt, hatte sich über Isabels Schwangerschaft geärgert und war über die Fehlgeburt sogar erleichtert gewesen. Aber irgendwie löste der Anblick der Frau mit ihren zwei kleinen Töchtern ein tiefes, schmerzliches Bedauern in ihm aus. Marcus wandte das Gesicht ab, so dass sie ihn nicht erkannten, als sie auf der anderen Straßenseite vorbeiliefen.

»Du hast es dir gutgehen lassen«, sagte Ivan, der ebenfalls zum Hauseingang geschaut hatte. Im hellen Morgenlicht konnte Marcus die dunklen Ringe unter Ivans Augen sehen und eine lange Narbe auf der Wange, an die er sich gar nicht erinnern konnte. Ivans Kleidung wirkte billig und verschmutzt, seine Nägel waren blutig abgekaut. Er sah nicht gut aus, er sah aus wie jemand, der entweder kein Geld hat oder keine Lust, sich um sein Äußeres zu kümmern. Wie jemand, der zu viel Zeit in geschlossenen

Räumen verbracht hat. Ivan konnte immer noch lächeln, aber alle Wärme war verschwunden. Sein Gesicht war wie versteinert.

»Und du? Wie geht es dir?«, fragte Marcus und spürte, wie Beklemmung seine Brust einschnürte.

Ivan zuckte gleichgültig die Achseln und hob beide Hände. »Schlechter als dir.«

Marcus wartete einen Augenblick. »Was willst du von mir?«

»Hast du gedacht, du würdest mich nie wiedersehen?«

»Viel Zeit ist vergangen.«

»Ja, Marcus«, sagte Ivan, wobei er den Namen sarkastisch betonte. »Das ist wohl wahr.«

Marcus bewegte sich widerwillig auf das Auto zu. Als er die Hand an den Türgriff legte, entdeckte er seine Frau, die gerade aus dem Haus kam. Sie hatte sich das Haar hochgebunden und es mit einem dünnen Gummi zu zähmen versucht. Sie trug Sportklamotten, ein altes, verwaschenes Sweatshirt und abgetretene Turnschuhe. Er dachte an ihr gemeinsames Frühstück und dass sie sich wegen der Kalorien gesorgt hatte. Er duckte sich ins Auto und beobachtete, wie sie sich zögernd umschaute. Ihr Gesicht wirkte hart, wie immer, wenn sie sich zu etwas zwang, wozu sie keine Lust hatte. Selbst aus der Entfernung konnte er das erkennen. Dann drehte sie sich unvermittelt um und rannte los. Jede Faser in Marcus' Körper sehnte sich danach, ihr nachzulaufen, aber Ivan saß schon auf dem Fahrersitz. Das Auto geriet in Schiefelage, und der Innenraum füllte sich mit Ivans Gestank - Schweiß und kalter Zigarettenqualm.

»Keine Sorge«, meinte Ivan und stieß ein kehliges Lachen aus. »Ich will nur reden. Eine neue Übereinkunft aushandeln.«

»Sehe ich besorgt aus, Ivan?«, fragte Marcus und lächelte cool. Ivan antwortete nicht.

Als sie sich in den Straßenverkehr einfädelten, fiel Marcus ein Vers aus dem *Propheten* wieder ein: »Heute werfe ich nicht meine Kleider ab, sondern meine eigene Haut, die ich eigenhändig von mir reiße.« Marcus konnte fühlen, wie sein bisheriges Leben davonzog und verblasste. An jedem Häuserblock, den sie passierten, ließ er ein kleines Stückchen seiner selbst zurück. Er fühlte, wie die Verbindung zwischen ihm und Isabel aufs Äußerste gespannt wurde und schließlich riss. Er spürte es wie einen schmerzhaften Stich in seiner Brust. Aber er tröstete sich mit einem ziemlich merkwürdigen Gedanken: Der Mann, um den sie trauern und den sie irgendwann hassen, jener Mann, dem sie niemals verzeihen würde, hatte in Wahrheit niemals existiert.

ZWEI

Rick«, sagte ich, fünfzehn Stunden nachdem Marcus aus dem Haus gegangen war. Es ging auf zweiundzwanzig Uhr zu. Die Lasagne in der Glasform stand zusammengesackt und unberührt auf dem Küchentresen. Im Kühlschrank welkte ein Salatkopf vor sich hin. »Ich bin's, Isabel.«

»Hey, Iz!«, antwortete er fröhlich. Ich glaubte, etwas Gezwungenes in seiner Stimme zu hören, so als kostete ihn seine Fröhlichkeit große Mühe. »Was ist los?«

»Macht ihr heute Überstunden?« Ich versuchte, locker und ungezwungen zu klingen. Der Fernseher lief, der Ton war kaum zu hören. Über den Bildschirm flirrten die CNN-Nachrichten - Aufständische hatten im Irak eine Autobombe gezündet, eine Prominente hatte sich den Kopf rasiert und sich in eine Klinik einweisen lassen, in Chicago war ein Polizist erschossen worden. Ich konnte das Wasser durch die Leitungen in der Wand rauschen hören. Unser Nachbar duschte.

Das Schweigen am anderen Ende drehte mir den Magen um.

»Jaaa«, kam es viel zu spät und in gespielter Qual zurück, »du weißt ja, wie es hier läuft. Die kennen keine Gnade.« Er lachte, kurz und bemüht, war sofort in Deckung gegangen.

»Kann ich mit meinem Mann sprechen?« Ich hörte meinen schneidenden Unterton und fragte mich, ob Rick ihn ebenfalls bemerkt hatte.

»Klar«, sagte er. »Warte kurz.« Eine Woge der Erleichterung, meine Sorgen verfliegen. *Er arbeitet noch und hat vergessen, Bescheid zu sagen. Kommt nicht zum ersten Mal vor. Du bist paranoid.* Ich wartete.

»Iz«, meldete Rick sich wieder. »Ich glaube, er ist rausgegangen, um sich was zu essen zu holen. Soll er dich zurückrufen?«

»Sein Handy leitet mich gleich auf die Mailbox weiter«, sagte ich einfach so.

»Ich glaube, er hat gesagt, der Akku sei leer«, entgegnete Rick mit sanfter Stimme.

»Okay«, seufzte ich. »Danke.« *Lügner.*

Ich legte auf. Er hatte mich gebeten zu warten, weil er es auf Marcs Handy versuchen wollte. Er konnte ihn nicht erreichen und hat mir dann eine Lüge aufgetischt. Ich vermutete das nicht nur, ich wusste es mit Bestimmtheit. Ich hatte mitbekommen, wie sie einander vor Kunden deckten, und mir war klar, dass Rick, der Geschäftspartner meines Mannes, mich öfter schon auf diese Art hingehalten hatte – aus verschiedenen Gründen, manchmal schlimm, manchmal weniger schlimm. Ich hatte dieses Verhalten stets seltsam gefunden, immerhin waren die beiden nicht befreundet. Ganz im Gegenteil, ich bildete mir ein, eine gewisse Feindseligkeit zu spüren, obwohl sie gut miteinander arbeiteten. Und nie versäumte es der eine, für den anderen zu lügen oder Ausreden zu erfinden.

Ich schenkte mir noch ein Glas Wein ein, das zweite aus einer Flasche billigen Chardonnays, der im Kühlschrank stand. So sehr ich meinen Mann auch liebte – Abende wie dieser erinnerten mich an die feinen Risse in unserer Ehe, jene Risse, die sich bemerkbar machten, sobald Druck ausgeübt wurde, und die drohten, uns auseinanderzubringen.

Um Mitternacht war ich leicht beschwipst, dämmerte vor dem Fernseher vor mich hin und beachtete die Bilder

kaum. Ich wartete auf den Aufzug, auf den Schlüssel im Türschloss, auf das Klingeln des Telefons. Das Handy in meiner Hand war warm, weil ich es seit Stunden festgehalten und erfolglos alle paar Minuten seine Nummer angerufen hatte. Er war regelmäßig zu spät nach Hause gekommen oder für einen halben Tag in Meetings verschwunden; aber nicht so, nicht, ohne mich vorher anzurufen. Manchmal meldete er sich betrunken aus einer Bar, wenn wir uns gestritten hatten, oder von der Arbeit, um mir halbgare Lügen aufzutischen. Sich überhaupt nicht zu melden, sah ihm nicht ähnlich. Es war viel zu - verdächtig. Ich heftete meinen Blick auf die Digitaluhr am Decoder.

0.22.

0.23.

0.24.

Wo ist er?

Einmal, es ist fast zwei Jahre her, hatte Marc mich mit einer Frau betrogen, die er während einer Geschäftsreise in Philadelphia kennengelernt hatte. Die Affäre hatte zwei Monate gedauert, so erzählte er es mir jedenfalls später - lange Telefonate, ein paar spontane Trips in eine andere Stadt. Einmal kam sie nach New York, während ich mich bei einem Schriftstellertreffen befand, aber er schwor, sie habe keinen Fuß in unser Apartment gesetzt. Es war keine Liebesbeziehung, aber doch mehr als ein One-Night-Stand.

Ich hatte von Anfang an eine Vermutung - seit er zum ersten Mal nach Philadelphia wieder mit mir geschlafen hatte. Die Menschen verraten sich durch Kleinigkeiten, durch Details, die einer Schriftstellerin auffallen und die jeder andere übersehen würde. Ich spreche nicht von solch banalen Dingen wie Lippenstift am Hemdkragen oder dem Geruch von Sex. Ich meine das Wesentliche, die hauchdünnen Webfäden, die uns verbinden.